

Mein sehnlicher Wunsch aber sowohl im Interesse der Wissenschaft als der ganzen Menschheit ist: Möchte in nicht zu ferner Zeit ein Instrument erfunden werden, mit dessen Hilfe nicht nur die Existenz solcher Erdausströmungen, sondern auch ihre Stärke, Art und Eigenschaft festgestellt werden könnte. Das wäre die wahre Wünschelrute!

Im Württ. Ingenieurverein sprach dieser Tage Prof. Dr. Sauer von der K. Technischen Hochschule über das schwäbische Erdbeben vom 16. November in seinen Beziehungen zu den großen geodynamischen Vorgängen.

Es ist — führte der Redner aus — eines der heftigsten, das Württemberg seit Jahrhunderten erlebt hat, auch eines der merkwürdigsten. Das Gebiet der makroscismischen, d. h. der unmittelbar wahrgenommenen Erschütterungen umfaßt einen Flächenraum fast gleich dem 12. Teil der Oberfläche von Europa. Dabei ist die ganz erhebliche Stärke der Stöße bis nahe an die äußere Schüttergrenze bemerkenswert. Den Ausgangspunkt oder die Ausgangszone, die epizentrale über dem eigentlichen Herd liegende Zone, ist wohl in die Alb bei Ebingen u. s. w. zu verlegen, doch haben z. B. München, sonst wenig seismisch erregt, und Regionen am Südrande der Alpen z. B. Comossee fast gleich heftige Erschütterungen erfahren wie Stuttgart. — Man hat sich daran gewöhnt, alle größeren, nicht gerade mit tätigen Vulkanen räumlich verbundenen Beben als tektonische d. h. mit dem Gebirgsbau in den oberen Teilen der Erdkrinde in Zusammenhang zu bringende Beber zu bezeichnen. Im letzten Jahrzehnt hat sich diese Auffassung wesentlich geändert, seitdem sich die Erdbebenforschung nicht mehr bloß auf geologischer, sondern auch auf physikalischer Grundlage entwickelte und mit Hilfe genau registrierender Apparate, auch sorgsam ausgeführter Zeitbestimmungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit und den Verlauf der Erdbebenwellen in geringeren und größeren Erdtiefen wertvolle Aufschlüsse erhalten hat. Um die exakte Auswertung dieser Beobachtungen hat sich Geh. Hofrat v. Schmidt große Verdienste erworben. Die Tiefe des Erdbebenherdes ist viel größer, als man bisher annahm, so nach A. Schmidt für das mitteldeutsche Erdbeben vom Jahre 1872, ein ausgeprägt „tektonisches Beben“, etwa 60 Kilometer. Die vollkommene Unabhängigkeit des gleichzeitigen Erschütterungsverlaufes unserer Erdbeben von allen größeren und kleineren Störungen — selbst den gewaltigen Rheintaleinbruch hat unser Beben, ohne eine zeitliche Verzögerung oder Beschleunigung oder Ablenkung zu erfahren, glatt übersprungen — und einige andere Umstände sprechen ebenfalls für eine bedeutende Tiefenlage seines Herdes. Jedenfalls hören aber in einer Tiefe schon von 10 Kilometer Schollenbewegungen und Zerreißungen völlig auf. Dislokationen vollziehen sich nur noch in Form bruchloser Umformung und mit 70 bis 100 Kilometer Tiefe gelangen wir wahrscheinlich schon in die Region der höchstgelegenen Magmaherde. Wenn wir den Ursprung der meisten größeren Erdbeben zum mindesten hierher verlegen müssen, spielen als Ursachen der Erdschütterungen sicherlich plutonische Vorgänge mit hinein. In dem mittleren und jüngeren Tertiär, selbst noch in der Diluvialzeit waren das westliche und südwestliche Deutschland Schauplatz erregter vulkanischer Tätigkeit. Heute ist diese bei uns erloschen, aber wie die Kohlenäureexhalationen des Redartales, so sind wohl auch manche der Erdbeben auf die letzten Ausprägungen, auf die plötzliche Erstarrung von in großer Tiefe, aber noch in der festen Erdkruste stehenden vereinzelt Magmaherden zurückzuführen. Interessante Vergleiche liefern andere Erdbebengebiete, z. B. das vogtländische. Hier entwickeln sich Erdbebenschwärme von weit längerer Dauer. Fast immer kommt die gleiche epizentrale Zone als Sitz — die Gegend zwischen Graßlitz-Brambach — in Betracht, ein Gebiet, welches vollständig frei ist von hervortretenden Berwerfungen und Brüchen. Möglicherweise spielen auch noch kosmische Ursachen mit herein. Im Eintreten der Erdbeben ist ja eine gewisse Periodizität nachzuweisen (Erdbebenhäufigkeit in Europa im Winterhalbjahr).

Herausgeber und Redakteur: Hermann Haug in Stuttgart.
Druck der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft (früher Chr. Fr. Cotta's Erben).

Besondere Beilage

des Staats-Anzeigers für Württemberg.

Nr. 2.

Stuttgart, den 15. Februar

1912.

Inhalt: Rückzug der Franzosen aus Rußland 1812. Von C. A. Dietters. S. 17.
— Friedrich Ludwig Bührten, ein Bild aus der schwäb. Literatur vor 1850. Von Hermann Fischer. S. 25.

Rückzug der Franzosen aus Rußland 1812.

(Schluß der in Nr. 1 begonnenen Denkwürdigkeiten C. A. Dietters.)

Der letzte Schlag, unter welchem die Freiheit Europas erliegen sollte, hatte sich französischerseits durch Zurüstungen und Vorbereitungen aller Art mit einem Pompe und einer Festlichkeit angekündigt, die den Stolz der Soldaten und die Erwartungen aller Anhänger des französischen Systems ungemein in die Höhe trieben und manchen schon über die Trümmer des Russischen Reichs hinaus von romantischen Zügen nach Persien und Indien träumen ließ. Napoleon hatte öffentlich erklärt, daß ein unvermeidliches Schicksal Rußland seinem Untergang entgegen reiße und gab sich unverhohlen für den Vollstrecker jener höheren Bestimmungen aus, nach welchen die Moskowiter, als europäischer Kultur feindselige Barbaren, nach den Steppen Asiens zurückgewiesen werden sollten. Sein Ruhm, sein Glück und eine ungeheure Armee gaben seinen Worten das gehörige prophetische Gewicht. Dergleichen vermessene Reden waren aufs Imponieren berechnet und in der Tat schloß das denkende Publikum daraus auf einen hohen Grad von Sicherheit seiner politischen und militärischen Kombinationen, während das nichtdenkende dadurch im Glauben an seine Unfehlbarkeit bestärkt ward.

Die prophetischen Worte Napoleons schienen in Erfüllung gehen zu wollen. Sobald die französischen Heere über den Niemen setzten, zogen sich die Russen von allen Seiten zurück und überließen dem Feind die nördlichen Provinzen Polens, die sogleich die Fahne des Aufstands erhoben und sich den Franzosen anschlossen. Napoleon hatte seinen Soldaten versprochen, daß er sie nach Moskau führen wollte, dort, hatte er ihnen gesagt, sei das Ziel aller ihrer Anstrengungen, dort erwarte sie ein rühmlicher Friede und jede Art von Erholung und Genuß. Der französische Kaiser, stets die Augenblicke der Be-täubung und des Schreckens zu seinen Friedensschlüssen benützend, hatte alle seine Operationen auf die schnelle Einnahme Moskaus berechnet, denn dort war er des Friedens nicht minder gewiß als seine Soldaten. Seine Rechnung bewährte sich bis auf einen gewissen Punkt. Moskau kam in seine Gewalt; doch hier zeigte sich ein kleiner Irrtum —, der Friede nämlich blieb aus, wodurch alle seine weisen Kombinationen eine ziemlich mißliche Wendung erhielten. Ein Umstand, der früher schon nicht ganz mit der Unfehlbarkeit seiner Berechnungen zutraf, war die Schlacht von Borodino, wo die Russen den alten sieggewohnten Banden Napoleons (ein Lieblingsausdruck französischer Bulletins) so gut zu begegnen wußten, daß diese in ihrer Gewohnheit zu siegen ganz irre gemacht wurden, indem man sie anwies, zwei Meilen rückwärts des Schlachtfeldes ihren Kaiser als Sieger zu begrüßen. Die französischen Bulletins halfen da zwar nach, wo die alten sieggewohnten Banden nicht ausreichten, denn nichts widersteht der Tapferkeit französischer Bulletins; doch das war nur für diejenigen berechnet, die bei der Schlacht selbst nicht gewesen

waren über die Beresina gekommen; aber in welchem traurigen Zustand waren diese Truppen! Ein neuer heftiger Frost gab ihnen völlig den Rest. Alles warf jetzt beinahe die Waffen weg, die meisten hatten weder Schuhe noch Stiefel, sondern Decken, Tornister oder alte Hüte um die Füße gebunden. Jeder hatte das erste beste, was er gefunden, sich um Kopf und Schulter gehangen, um eine Hülle mehr gegen die Kälte zu haben; alte Säcke, zerrissene Strohmatte, frisch abgezogene Häute usw. Glücklicherweise, wer irgendwo ein Stückchen Pelz erobert hatte. Mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Offiziere und Soldaten in dumpfer Betäubung neben einander her; die Garben unterschieden sich in nichts mehr von den übrigen, sie waren wie diese zerlumpt, verhungert und ohne Waffen; alle Gegenwehr hatte aufgehört, der bloße Ruf: Kosak! brachte ganze Kolonnen in kurzen Trab und mehrere Hundert wurden oft von wenigen Kosaken zu Gefangenen gemacht. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen und jedes Bivak gleich am andern Morgen einem Schlachtfeld. So wie einer vor Ermattung hinsank, fielen die nächsten über ihn her und zogen ihn, noch ehe er tot war, nackt aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen; alle Häuser und Scheuern wurden verbrannt, und auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Toten, die, um sich zu wärmen, genagt waren und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr hatten entfliehen können. Die ganze Landstraße wimmelte von Gefangenen, die niemand mehr beobachtete und hier sah man Szenen des Greuels, wie sie noch nie erlebt worden sind. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz schlüpfen sie wie Gespenster auf den Brandstätten unter ihren toten Kameraden herum, bis sie hinfielen und starben. Mit abgefrorenen oft bloßen Füßen, in denen der Brand schon war, hinkten manche noch auf dem Wege bewußtlos fort; andere hatten Sprache und Gesicht verloren und viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art von wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten oder sich selbst Arme und Hände benagten. Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten; diese saßen auf ihren toten Gefährten, dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum und starben, sowie dieses erlosch. Im Zustand der Bewußtlosigkeit sah man sie freiwillig ins Feuer hineinkriechen und wimmernd sich verbrennen in der Meinung, sich zu wärmen, und andere ihnen nachkriechen und den nämlichen Tod finden.

Von Wilna war die aus Königsberg angelangte Division Loison, ungefähr 10000 Mann stark, meistens deutsche Truppen, junge Leute von den Depots, der Armee bis Osmiana, 7 Meilen von Wilna, entgegengeschickt worden, um von dort aus den Rückzug zu decken. In 4 Tagen war diese Division, ohne sich geschlagen zu haben, durch Märsche und Bivaks bis auf 3000 Mann geschmolzen, und von diesen wurden die meisten vor Wilna teils gefangen teils zerstreut. Napoleon, der Wiederhersteller Polens, dessen Bulletins noch vor wenigen Wochen gesagt hatten, daß der Donner der französischen Geschütze bereits in Asien gehört werde, ging den 24. heimlich und in geringer Bekleidung durch Wilna. Die Armee defilierte vom 26. — 28. früh in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt, alle Straßen mit Leichen füllend und von den Einwohnern besammelt und verspottet zugleich; ja, als der bekannte Schreckensruf: „Kosak!“ den 28. morgens erscholl und die Soldaten aus den Häusern liefen und nach dem Tor flüchteten, fielen die Juden, alt und jung, über sie her und namentlich über die Garben, von denen sie früher so viele Mißhandlungen erduldet hatten, und erschlugen eine große Anzahl. In der Eile des Durchzugs blieb die Stadt von Brand und Plünderung verschont; sie war die erste seit Moskau, die der Verwüstung entging. Von Wilna zogen die Franzosen nach

Kowno. Raum 25000 Mann kamen über den Niemen. Der größte Teil der noch übrigen Artillerie und Bagage war schon aus gänzlichem Mangel an Pferden vor Wilna stehen geblieben; der Rest ging bis Kowno verloren.

Das Resultat des Rückzugs durch alle drei Perioden mag weit über 100000 Gefangene, worunter allein 50 Generale und gegen 900 Kanonen, betragen.

Seit Kowno geht die Verfolgung der Franzosen ihren gewöhnlichen Gang. Wenige nur erreichten die Weichsel und diejenigen, welche sie erreichten, werden ihre Rettung nicht lange überleben. Die Kräfte der Soldaten sind zu sehr erschöpft, um nicht selbst der Erholung und der Ruhe zu erliegen, wie man es täglich an den Gefangenen sieht, die oft sogleich nach der ersten, guten Mahlzeit sterben. Was die Kosaken wegen großer Eile nicht erreichen konnten, wurde von den polnischen Bauern auf die unmenschlichste Art mißhandelt und geplündert, wozu sie die wenigen Stunden der nächtlichen Ruhe der Soldaten benutzten. Kein Russe nahm seinem Gefangenen irgend ein Kleidungsstück, vielleicht einen Mantel, den er ebenfalls brauchte, ausgenommen. Doch die polnischen Bauern glaubten sich über diesen Kriegsgebrauch wegsetzen zu dürfen — denn sie plünderten die Unglücklichen nicht nur bis aufs Hemd aus, sondern warfen sie sodann auch noch in diesem Zustande auf die Straße hinaus, wo jeden Morgen viele, auf diese Art Erfrorene, gefunden wurden, andere aber im Hemd weiterzuziehen sich genötigt sahen, bis ihnen irgend ein gutherziger Mensch einige Kleidungsstücke zur Bedeckung schenkte. Merkwürdig ist es, daß die Russen äußerst selten einen Deutschen gefangen machten. Wer sich als einen Deutschen ausgab, gleichviel von welcher Nation, hatte höchstens die Wegnahme seines baren Geldes, seiner Uhr u. zu befürchten, aber auch hierbei wurde nicht genau nachgesucht.

So endigte die stolze Unternehmung Napoleons, so erfüllten sich die Versprechungen, die er im Anfang des Feldzugs mit prophetischem Munde ausgesprochen zu haben vermeinte. Nicht Rußland sondern Jhn traf das unvermeidliche Schicksal, das Europa durch seinen Sturz der Freiheit entgegenführt.

Trakehnen in Lithauen, im Februar 1813. C. A. Dietter.

Friedrich Ludwig Bührlen.

ein Bild aus der schwäb. Literatur vor 1850.

Von Hermann Fischer.

Der Mann, den die folgenden Seiten zeichnen sollen, ist bis jetzt immer nur kurz behandelt worden. Rudolf Krauß hat ihn in seiner Schwäbischen Literaturgeschichte 2, 283 ff., mit Liebe und Verständnis, vielleicht etwas zu vortheilhaft, aber in richtigen Grundzügen gezeichnet. Mein Bemühen, mehr über ihn zu erfahren, hat zur Folge gehabt, daß das Cotta'sche Archiv und das Schillermuseum mir sehr bereitwillig zur Verfügung gestellt haben, was sie hatten; aber das sind nur einige Briefe. Die Tag- und Notizbücher, von denen der Nekrolog spricht, habe ich nicht ausfindig machen können; es ist aber zu vermuten, daß der schreibselige Mann alles wichtigere daraus habe drucken lassen, und seine Druckschriften, wenigstens soweit sie besonders erschienen sind, habe ich alle zusammen bekommen können. In der Neubearbeitung von Goedes Grundriß, Band 10, 149 ff. ist Bührlen bibliographisch sehr genau behandelt; ich konnte keinen Gebrauch mehr davon machen.

Die Bührlen stammen aus Ulm, wo ihrer noch manche sind. Friedrich Ludwig ist dort am 10. September 1777 geboren worden. Er hat in mehrere seiner Werke Schilderungen der heimathlichen Reichsstadt eingeflochten. Sein Vater war Wirt zum Wilden Mann; seine Neigung zur Musik ist auf den Sohn übergegangen. Dieser hat mit 6 Jahren die Geige zu lernen begonnen und als

Schüler an den Aufführungen im Münster Anteil genommen. Auch mit Mathematik soll er sich beschäftigt haben unter Leitung eines Oheims, der Leutnant im städtischen Zeughaus war. Nach Absolvierung des Ulmer Gymnasiums studierte Bührlen drei Jahre lang die Rechte in Landshut und München; von Landshut hat er 1804 an Docen in München eine Romanze „Die Herberge“ gerichtet; wie er erst so spät zum Studium gelangte, erfährt man nicht. Um war bayerisch geworden und Bührlen war 2 Jahre bayerischer Landgerichtsassessor. 1811 wurde er beim Uebergang Ulms an Württemberg Registrator der Steuersektion, später der Oberrechnungskammer in Stuttgart; in dieser Stellung ist er, nachmals mit dem Titel eines Kanzleirats, bis zu seinem Ende verblieben. Er ist an einer „nervösen Brustkrankung“ am 9. Mai 1850 in Stuttgart gestorben.

Bührlen war seit 1810 mit Apollonia Bürklen aus Baijningen verheiratet. Von seinen sechs Kindern, vier Töchtern und zwei Söhnen, sind die Söhne in verhältnismäßig frühen Jahren unvermählt gestorben, ebenso zwei Töchter. Das älteste Kind, die Tochter Mathilde, 1811 geboren, hat sich 1858 mit dem damals schon in den Ruhestand getretenen Physikprofessor Christoph Stähelin in Basel verheiratet und ist 1880, 10 Jahre nach dem Tod ihres Mannes, in Stuttgart gestorben. Nur von der jüngsten Tochter Therese, 1818 geboren, die 1844 den bekannten Buchhändler Scheible in Stuttgart heiratete, ist das Geschlecht Bührlens fortgepflanzt worden.

Ueber Bührlens Lebensgewohnheiten erfährt man wenig direkt, indirect manches durch seine Schriften. Daß er ein regelmäßiger Besucher der Kirche war, hängt mit seinen politischen Ansichten zusammen. Die sehr begeisterte Schilderung eines fremden Predigers nimmt in einer seiner Erzählungen einen größeren Raum ein, als uns gut scheinen will, und auch eine Besprechung gottesdienstlicher Mißstände zeigt sein Interesse dafür.

Der Nekrolog berichtet von seiner Liebe zu Fußwanderungen und größeren Reisen, und auch seine Werke sind voll davon. Während seines Aufenthalts in Bayern muß er im Oktober 1806 an den Königsee gekommen sein, weil auf der Reise, die er nach Ablauf seiner Studienzeit nach Wien gemacht zu haben scheint; auch eine Schilderung vom Gardasee, von Judicarien, von Trient sowie eine „von Padua nach Venedig“ findet sich in seinen Werken. Ebenso weiß er von Meiringen, Bern, Neuenburg, Basel, auch von Mailand zu berichten. Am häufigsten aber hat er, jedenfalls in seinen späteren Jahren, das heimatliche Land zu Fuß durchwandert. Davon zeugen namentlich seine zwei Bände „Bilder aus dem Schwarzwald“, 1828 und 1831 erschienen; in berichten von acht solchen Fußmärschen, gern mit seinem älteren Sohn unternommen, an dessen beginnendem und wachsendem Talent für solche Leistungen er sich überlegen-wohlwollend erfreut, unternommen von 1822 bis 1829 und einmal, 1825, bis nach Straßburg ausgedehnt. In seiner ersten größeren Erzählung, von 1832, spricht er auch von immer noch anhaltender Neigung zum Schlittschuhlaufen, was sich nach seiner ganzen Art doch gewiß auf ihn selbst den damals mehr als 50jährigen, bezieht.

Die Reiseschilderungen sind für den eifrigen, rastlos auf alles achtenden, gerne auch etwas wohlweisen Mann sehr bezeichnend. Von dem romantischen Enthusiasmus und Geniebertum anderer, zumal neuerer Reisenden, ist da nichts zu finden. Gerade die Heimat ist ihm eine unerschöpfliche Fundgrube von stilleren, vertrauten Reizen; er hätte mit Uhlrand sagen können: „Nie erschöpf ich diese Wege, Nie ergründ' ich dieses Tal, Und die alibetretnen Stege Rühren neu mich jedesmal.“ Schilderungen der Umgebung Stuttgarts gehen leicht erkennbar durch Bührlens erzählende Werke und berühren den geborenen Stuttgarter mit einem gewissen Heimweh; selten wird ein nicht am Respekt-

Geborener dort so festgewachsen und heimisch geworden sein. Ein eigenes Buch legt auch Zeugnis davon ab: „Stuttgart und seine Umgebungen; Wegweiser und Erinnerungsbuch für Einheimische und Fremde“, ohne Jahrsangabe erschienen, aber deutlich vom Jahr 1834, an dessen Weinsägen, wenn auch wohl zufällig, das Titelbild erinnert. Es ist hier auf der einen Seite eine vollständige Mitteilung alles Wissenswerten über die schwäbische Hauptstadt und ihre Nachbarschaft angestrebt; auf der andern aber ist der Verfasser überall bemüht, über die politischen, sozialen, literarischen, künstlerischen Verhältnisse seiner Adoptivheimat ein abgewogenes Urteil abzugeben, öfters so fein und vorsichtig abgewogen, daß der Tadel zwar durchzufühlen, aber nicht zu beweisen ist; um so mehr freut es ihn, wo er ohne Rückhalt loben kann. Immerhin klingt ein leichter Ton der Ueberlegenheit nicht ganz unvernehmlich durch. Auch auf seinen Reisen achtet Bührlen auf alles und jedes. Der geognostische Aufbau des Landes — schon damals bei uns ein gern gepflegtes Dilettantenstudium — interessiert ihn, ebenso aber Handel und Gewerbe, auf die Sitten der Bevölkerung hat er ein Auge, gern auch auf eine zierliche Weiblichkeit, die ihm begegnet. Er kann einem manchmal wie so eine Art Martin Salander vorkommen. Ein besonderes Interesse hat er für die malerischen Reize der Landschaft, die er gern mit dem Auge des Kunstenners ansieht.

Bührlen hat, wie die Musik, so die bildende Kunst geliebt und gepflegt. Des Kunstennertums mag einem in seinen Werken manchmal etwas zu viel werden. Aber man wird gerne sehen, wie er in seinem ersten Roman auch humoristische Töne der Selbstkritik dafür findet. Er hat viele Jahre lang Gemälde, auch Kupferstücke gesammelt; die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ist ihm jedenfalls im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit verliehen worden. Leider ist nirgends ein Verzeichnis der Sammlung zu finden. Ein Hauptstück war eine große Landschaft mit Viehstallage von Johann Heinrich Roos (1631—1685). Bührlen kaufte das Bild in der Verlassenschaft des Barons v. Pfeil um 75 fl.; er dürfte ein gutes Geschäft damit gemacht haben, denn es wurde 1847 für die staatliche Gemäldegalerie in Stuttgart angekauft, wo es noch hängt; König Wilhelm I. kam für einen Teil der Kaufsumme auf. Konrad Lange führt es als Nr. 360 in seinem Katalog auf, setzt freilich zum Namen des Malers ein Fragezeichen. Sonst redet Bührlen in dem schon erwähnten Roman von einem Gynsum; der einzige Jan van Gynsum der Stuttgarter Galerie ist 1849 aus Ludwigsburg gekommen und wird kaum aus Bührlens Sammlung sein. Ferner ist ein David mit Goliath erwähnt und ein altes italienisches Bild, das der Held des Romans von einem befreundeten Grafen bekommen habe, wobei man etwa an einen der beiden Brüder Alexander und Wilhelm von Württemberg denken könnte, falls jener Zug überhaupt historische Wirklichkeit ist. Nachdem Bührlen schon zu Lebzeiten noch andere von seinen Bildern verkauft hatte, sind die übrigen, wie ich aus dem Kreise seiner Nachkommen erfahre, nach seinem Tod allmählich verkauft worden, besonders an Troß in Paris und Maurer in München.

Bührlen hat eine sehr ausgebehnte und mannigfaltige Schriftstellertätigkeit ausgeübt, welche vollständig kennen zu lernen für unsere Zwecke nicht nötig ist. Ich will nur einige Stuttgarter Zeitschriften nennen, für die er Aufsätze über bildende Kunst, Musik, philosophische, politische und religiöse Fragen, Reiseitizien und kleine Erzählungen geschrieben hat: vor allem das Cotta'sche Morgenblatt samt dem dazu gehörigen Kunstblatt, die Zeitschrift für die elegante Welt, den von B. Korinsky herausgegebenen Almanach „Orni und Frohinn“; mehr bei Godeke (s. v.) Außerdem hat er auch gelegentlich fremden Werken ein Wort der Empfehlung mitgegeben; so einer Rätselsammlung von Heinrich Lotter,

besonders aber dem prächtigen Fries „Die Hausfrau“ von Konrad Weidbrecht, dessen Zeichnungen 1838 mit erklärendem Text von ihm erschienen sind.

Man bekommt aber ein genügendes Bild Bührlens aus den Werken, die er in Buchform veröffentlicht hat und deren Titel hier chronologisch folgen: 1814. Lebens-Ansichten. 1818. Erzählungen und Miscellen. 1823—1825. Neue Erzählungen. Band 1, 2. 1828—1831. Bilder aus dem Schwarzwald. Bändchen 1, 2; 2 auch mit dem Titel: Wanderungen in den Schwarzwald (s. o.). 1829. Ansichten von höhern Dingen. 1830. Neueste Erzählungen. 1832. Der Enthusiast. Band 1, 2 (s. o. und s. u.). 1833. Zeitanhsichten eines Süddeutschen. (1834.) Stuttgart und seine Umgebungen (s. o.). 1836. Der Flüchtling. Lebens- und Sitten-Gemälde aus der neuesten Zeit. Teil 1, 2. 1844. Die Prima Donna. Ein Theater-Roman. Teil 1, 2. 1847. Philosophie eines Dilettanten. 1849. Politische Xenien. Von Friedrich von Büren. Das tut auf zwei Jahre einen, freilich im Durchschnitt mäßigen Band. Der Inhalt ist mannigfaltig. Man bekommt durchgängig den Eindruck eines gebildeten Mannes, der die Augen offen, das Herz aber auch etwas zu sehr auf der Zunge, vielleicht richtiger der Spitze der Schreibfeder hat. Die kleinen Erzählungen befassen sich mit den verschiedensten Gegenständen. Wir finden Reiseskizzen, Erinnerungen aus der reichsstädtischen Heimat, gefellige und häusliche Szenen, Volksmärchen, Schauer-, Ritter- und Künstlergeschichten bunt durch einander. Die Behandlung ist sehr verschieden, auch öfters in einer und derselben Erzählung. Ein humoristischer Ton wird gerne angeschlagen, der mitunter die Grenze des Gröblich-Verben überschreitet; daneben erklingen aber auch weit höhere Töne. Den Eindruck einer wirklichen Künstlerkraft erhält man nicht; dazu müßte manches unterdrückt und wohl auch mehr Zeit auf das Einzelne verwendet sein. Sachen in poetischer Form sind selten und nur gelegentlich eingestreut. In der Romanze hat sich Bührlen einmal versucht, ebenso in dem durch Goethe wieder belebten Ton des Hans Sachs, von dem er auch einen Schwank bearbeitet hat. Ein größerer poetischer Versuch wird uns später begegnen.

Die pseudonymen „Politischen Xenien“ von 1849 sind 117 Disticha, metrisch nicht immer von der größten Vollendung: facit indignatio versum, qualemcumque potest. Sie sind im wesentlichen gerichtet gegen die Leute von der Linken, gegen die, welche für alles ihre fertigen Recepte mitbringen. Das organisch Gewordene, Gewachsene wird dem gegenüber betont. Wir brauchen diese aus dem Augenblick entstandenen Verse nicht, um Bührlens politische Ansichten zu erfahren. Sie sind, außer gelegentlichen Bemerkungen, schon in den „Zeitanhsichten“ von 1833 entwickelt, wie kurz nachher in der Erzählung „Der Flüchtling“. Auch hier ist immer die Rede vom historisch Gewordenen und Erprobten; Liberalität der Gesinnung ist weit mehr bei den Vertretern der Regierung zu finden als bei der Opposition; Widersprüche finden sich allenthalben, aber sie sind in der Natur der Dinge und der Menschen gelegen, und es wird nicht besser, wenn wir dieser Natur ein eigenes Nachwort substituieren. Das gilt dem Verfasser besonders von der damals so laut geforderten Pressfreiheit, für die er den in solchem Zusammenhang schon zuvor beliebten Namen der Pressfreiheit adoptiert hat; auch daß bei Abschaffung der Zensur eine weit schlimmer empfundene Remedur nach Erscheinen eines Buchs oder Artikels eintreten müßte, ist nicht gerade neu. Bührlen gefällt sich gerne in der Rolle des „Beschwichtigungshofrats“; man würde seinen von Nachdenken und Erfahrung, von Wohlwollen und liberalem Sinne zeugenden Ausführungen lieber Folge leisten, wenn zugegeben würde, daß Regierungen, Regierungen der Gegenwart nämlich und deutsche Regierungen, auch schwer fehlen können und gefehlt haben. Er spielt gern auf Gegner an und entnimmt seine üblen Beispiele öfters einem fremden Staat, womit er Frankreich zu meinen scheint. Eigen aber berührt es, wenn sich in einem

Werk, das sich von einem „Süddeutschen“ geschrieben nennt und zwei Jahre nach Paul Pfizers „Briefwechsel“ erschienen ist, kein Wort über die deutsche Frage findet; ist vielleicht der Süddeutsche genannt, um zwischen den Zeilen lesen zu lassen, daß in Preußen wohl manches faul sein möge, in Württemberg aber nicht?

Andere der kleinen Schriften handeln vom Leben im allgemeinen, von Erziehung, Religion, Wissenschaft, Musik und bildender Kunst, im wesentlichen in einem verwandten Sinn. Auch die höchsten spekulativen Fragen werden berührt; eingehend zuerst in den „Ansichten von höhern Dingen“ 1829. Hier finden sich manche treffliche Gedanken und Bilder. Eine relativistische, optimistische, freisinnige, aber konservative Auffassung geht namentlich durch den größeren ersten Bestandteil „Was ist Gottes Wille?“, einen Dialog zwischen Julius und Gottwald, bei dem ähnliche Gegensätze vorgeführt werden wie in den ersten Teilen von Pfizers Briefwechsel zweiter Deutschen. Dem gegenüber war es kein Fortschritt, wenn Bührlen 18 Jahre später in seiner „Philosophie eines Dilettanten“ ein Buch von 292 Seiten veröffentlichte, das trotz des ehrlichen Zusages auf seinem Titel doch den Anspruch erhebt, eine geschlossene philosophische Weltanschauung zu geben. Der Weg zu ihr ist allerdings kein systematischer, sondern ein induktiver Weg durch die Betrachtung vor allem der Natur. Aber wenn wir von der oft recht guten und reichen Beobachtung, bei der Bührlen auch respectable Bewandtheit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zeigt, übergeführt werden sollen zu einer bestimmt formulierten, systematisch brauchbaren Anschauung: dann hapert's. Ich vermute, es hat sich kein Philosoph um das Buch gekümmert; das Exemplar der Stuttgarter Landesbibliothek erfreut sich fast jungfräulicher Unberührtheit. Interessant ist eins: man wird, wie bei den politischen und verwandten Fragen, so auch hier im Einzelnen öfters an Goethe erinnert. Ist das ein Zufall oder ist es keiner?

Zunächst wird der, der die Literaturgeschichte Schwabens nach 1800 kennt, Bührlen eher in eine andere literarische Gesellschaft versetzen. Schon seine äußere Lebensstellung, aber auch der pädagogische, belehrend unterhaltende Ton seiner Werke stellt ihn neben die Männer, die zur Zeit, da Cottas Morgenblatt seinen Anfang nahm, die schwäbischen Literaturpächter waren. Man wird immer wieder an die Haug und Weißer gemahnt; mit Haug, dem Allerweltsprotector schwäbischer Dichtungsversuche, ist Bührlen auch, wie aus einem Brief zu ersehen ist, in persönlicher Verbindung gewesen, ebenso mit Matthison, dem Lyriker der schwäbischen Antirromantik. Von irgend einem Interesse für die Kämpfe zwischen Stuttgart und Tübingen, zwischen Plattisten und Romantikern, ist aber nirgends etwas bei ihm zu finden, dafür ist er zu spät auf den literarischen Schauplatz getreten; und in einem Punkte entfernt er sich sehr weit vom Lager der Erkeren. Das ist seine Begeisterung für Goethe. Sie ist etwas im damaligen Schwaben unerhörtes, und eine Goethen mehr oder weniger feindliche Stimmung ist noch nach Bührlens Zeit, auch wenn wir von Wolfgang Menzels julianischem Goethehaß absehen, sehr verbreitet geblieben. Bührlen selbst sagt in seinem Buch über Stuttgart (Seite 217): „Neben der Verehrung des großen Landmannes, Schiller, läßt sich hier eine ausgebreitete und unverhohlene Abneigung gegen seinen Freund und hohen Geistes-Genossen, Goethe, bemerken. Da Nichtmündige ohnehin keinen Geschmack an dessen reifem Geiste finden, von einem bedenklichen Einfluß auf diese also wenig zu befürchten steht, so bleibt jene Abneigung, die auch den Mündigen diesen Dichter widerrät oder vorenthält, eine charakteristische, auf die Bildung einfließende Erscheinung“. In Griesingers Universal-Lexikon von Württemberg (1841) steht über Bührlen selbst, gewiß nach seinen eigenen Angaben: „Goethe verstand er erst spät, dann aber wirkte der Einfluß des großen Dichters überwältigend auf ihn; große

Neigung fühlte er von früh an zu Jean Paul.“ Er war ein Mann um die Zwanzig, als Jean Paul seinen Siegeszug durch Deutschland begann, und war in seiner bayerischen Zeit auch geographisch dem Bannkreis des Ostranten nahe genug gerückt. Aber ich habe vergeblich nach einer Spur Jean Pauls in Bühlens Werken gesucht. Die Goethe's ist ganz unverkennbar. Wann freilich sein Einfluß begonnen haben soll, ist nicht genauer zu sagen, um so weniger, als Bühlen erst in ziemlich reifem Alter literarisch mehr hervorgetreten ist — bei seinem ersten Buch war er schon 37 Jahre alt. Einige wenige Zitate aus Goethe finden sich schon in den Büchern von 1814 und 1818; diese beiden Werke hat er, wie er 1821 brieflich mitteilt, an Goethe geschickt, aber keine Antwort bekommen. In den Veröffentlichungen von 1823 an werden die Zitate, die Motti aus Goethe und andere Anlehnungen an ihn zahlreicher. Er läßt sich in dem Roman von 1832 als Goetheaner necken und hat im Jahr später über den Hingegangenen warme Worte gefunden. Schon 1823 findet sich eine wichtige Anspielung auf Goethes Farbenlehre, 1829 eine Stelle, die deutlich in des Meisters Sinn auf die organische Naturanschauung statt der mathematisch-mechanischen verweist, und 1830 bekennt er sich in einer Erzählung zur neptunistischen Geologie. Die Diktion erinnert in manchen Ausdrücken wie „Bezug“, „in mittlern Sinn“, „schellenlaut“ an Goethe; die Erzählung „Der Zimmermann“ (1830) ist in ihrem Anfang nicht ohne „Sanct Joseph“ (zu Beginn der Wanderjahre) zu denken. Am stärksten ist aber Goethes Wirkung ausgeprägt in dem zweiten und dritten der größeren Romane.

„Der Enthusiast“ von 1832 enthält viel von Bühlens eigener Person und Familie und der Ton ist dementsprechend nicht selten ein humoristischer, sich selbst leicht ironisierender. Der Archivar Blank ist wie Bühlen großer Bilderverwand und Bilderverkäufer, nicht immer zum Vergnügen der Seinigen. Was aus der Erzählung für Bühlens eigene Bildersammlung zu entnehmen ist, wurde oben angeführt. Die Hauptsache sind die großen Gespräche über bildende Kunst, die eingelegt sind. Etwas derart lag damals in der Luft. Man erinnert sich, daß zu Anfang von Mörikes Roman, der im selben Jahr erschien, ein Gespräch über Nolzens vielversprechendes Auftreten vorkommt. Es war in Stuttgart eine nicht unbedeutende Kunsttradition, die von den Erinnerungen an die klassizistische Zeit zehrte. Der Kunstfreund Heinrich Rapp, bei dem Goethe eingelehrt war, starb im selben Jahr mit Goethe; Danneder und Wächter lebten noch, ebenso der vortreffliche Konrad Weitbrecht, der oben erwähnt worden ist. Goethe hatte seine Leser gewöhnt, sich längere Auseinandersetzungen über Kunstfragen gefallen zu lassen, wenn es auch gewiß genug Leute gegeben hat, die mit Wilhelm in Immermanns Epigonen gegen das Aesthetischthum in der feinen Gesellschaft eiferten und sich die alten Spielstücke lobten. Man kann auch an die Kunstanalysen im Ardinghella denken; ob ihn Bühlen gekannt, weiß ich nicht.

Vier Jahre später, im nämlichen Jahr mit Immermanns Epigonen, erschien „Der Flüchtling“. Der Titel ist irreführend. Die Erzählung spielt auf einem Schlosse Biberstein, dessen Insassen als richtige Beispiele reicher, gebildeter und im Segen wirkender Landbesitzer dargestellt sind. Man befindet sich in einer aufgeregten, gährenden Zeit. Eine große demokratische Versammlung ist verboten worden. Es ist die Rede von einem gefährlichen Volksaufwiegler Scharp, der vergebens gesucht wird, weil er unter dem angenommenen Namen Hofer sich im Schloß als Gast aufhält; er kann jedoch von dem lauten Beherraus, wer der Gast gewesen ist, muß fliehen und es stellt sich zu spät heraus, wer der Gast gewesen ist. Aber diese Dinge sind nicht die Hauptsache. Weit wichtiger ist die Schilderung der im Schlosse verkehrenden Gesellschaft. Zu ihr gehört namentlich der Geheime Rat Gotter, der als alter Freund wieder

einmal seine Ferienzeit auf dem Schlosse zubringt und dessen alloerlehrte Person den Mittelpunkt des Interesses für die andern Personen und für den Erzähler bildet. An seinem Mund hängt alles und wir bekommen Gelegenheit, ihn und die andern sich über alle möglichen Dinge der Bildung und des praktischen Lebens verbreiten zu hören. Bei diesem Manne hat dem Verfasser sicher niemand anders als Goethe vorgebildet, dem hier wenige Jahre nach seinem Tod ein Denkmal der Verehrung gesetzt werden sollte. Auch in der Haltung der Erzählung ist Goethes Vorbild erkennbar, in einem gewissen gemüthlich-aristokratischen Tone wie in der Vorliebe für ökonomische, künstlerische u. a. Auseinandersetzungen, bei denen man nicht umhin kann an die Wahlverwandtschaften und Wanderjahre zu denken. Ebenso kann man hieher die gelegentliche Einstreuung kleiner Erzählungen in Versen und in Prosa zählen, die freilich von recht geringem Wert sind und von dem vornehm-weltmännischen Ton der Haupterzählung öfters recht unvorteilhaft abstechen. Bühlens Künstlerinn hat hier versagt; er hätte ihn hindern müssen, eine solche Ungleichheit in eine als stilistisches Ganzes gedachte Erzählung hineinzubringen.

Am meisten Inhalt, was das äußere Geschehen betrifft, hat der letzte Roman von 1844, „Die Prima Donna“. Es ist die Geschichte zweier jungen Menschen, die sich frühzeitig kennen lernen und lieb gewinnen. Charlotte wird dramatische Sängerin und erntet in den wichtigsten Rollen, wie in der Donna Anna, ungeheuren Beifall. Es fehlt nicht an Versuchen, sie aus der sicheren Bahn, die ihr reines Herz gefunden hat, herauszudrängen. An gefährlichsten scheint ihr ein Graf Albert werden zu wollen, das Urbild eines hochgebildeten Kavaliere; er spielt Klavier, geht und hat auch schon Gedichte veröffentlicht. Man wird unwillkürlich bei diesem 26-jährigen Mann an den 1810 geborenen Grafen Wilhelm von Württemberg, den späteren Herzog von Urach, denken, vielleicht auch an seinen Bruder Alexander, den Dichter und Freund Lenaus. Es kommt zu einer Erklärung des Grafen, der Charlotte zu seiner Frau machen will, aber zurückgewiesen wird. Sie verzichtet auf den Glanz eines hohen Namens und eines weithin verbreiteten Ruhmes, um dem Jugendfreunde, dem Assessor Richard die Hand zu reichen. Wesentlich sind auch in dieser Erzählung die Gespräche und Ergießungen über die schöne Kunst, vor allem über die Musik; hierin und in den Anfechtungen, welche die Heldin zu bestehen hat, könnte man an Heineses Hildegard von Hohenhal erinnert werden, deren Vorbild man freilich nicht notwendig braucht. Die Erzählung ist mit mancherlei Nebenfiguren reich ausgestattet und gibt in höfische und Theaterverhältnisse manchen Einblick. Es ist dem Verfasser gelungen, eine gewisse Spannung in die Erzählung zu bringen und uns bis zum Ende gespannt zu erhalten. Dabei ist der Ton gleichmäßig vornehm gehalten, das gelegentliche Fallen in einen vulgären Ton, das früher öfters zu beobachten war, ist vermieden. Immerhin ist doch Alles, zumal die Hauptpersonen, stark idealisiert und wenig individualisiert. Man wird manchmal an Hauffs Novellen, etwa an die „Sängerin“ oder „Othello“ erinnert. Vielleicht sind die Anklänge an Goethe, was die Haltung der gesamten Erzählung angeht, weniger stark als in dem vorhergehenden Roman. Um so mächtiger treten sie hervor in einigen Elaboraten Richards, die eingeschoben sind und wohl auch von dieser wenig scharf gezeichneten Persönlichkeit einen besseren Begriff geben sollen. Neben einer Anzahl von Aphorismen, wie sie auch der alte Goethe in seine Romane einzustreuen liebte, ist da eine Reihe von sieben „Faustischen Fragmenten“ aus Richards Feder zu nennen. Sie sind durchaus in Versen, gereimten und ungerimten fünffüßigen Jamben gehalten, auch in andern, wechselnden Versmaßen, wie sie alle auch in Goethes Faust vorkommen. Einem Vorspiel auf dem

Theater folgen Szenen zwischen Faust, Wagner, Mephistopheles und Gretchen; also lauter Partien aus dem ersten Teil des Faust. Was hier geschieht, besser was hier geredet wird, ist ganz diesem ersten Teil parallel; und man bekommt den seltsamen Eindruck, als ob neben Goethes Werk ein paralleles eigenes gestellt werden solle. Die Verse sind recht gewandt und das Vorbild Goethes, zumal eben des Faust, leicht zu erkennen. Eine interessante, von Talent und eindringlichem Studium Goethes zeugende Eilübung, von der man sich doch fragen wird, was sie als Einlage in einen ernstlichen Roman tut, wo sie Zeugnis für das aufstrebende Talent eines jungen Dichters ablegen soll.

Es fehlt Bühlern nicht an der Bildung und geistigen Gewandtheit, um Goethe in sich aufzunehmen; aber es fehlt ihm an der tieferen Einheit, aus seinem eigenen Ich und aus den fremden Einwirkungen ein organisches Ganzes zu gestalten. Er ist und bleibt ein Mann der Bildung, nicht ein Dichter im strengeren Sinne des Wortes, und man wird ihn, nachdem man seinen ernstgemeinten und aus der Tiefe eines warmen Gemütes kommenden Goethekultus kennen gelernt hat, doch immer wieder in der Hauptsache den Männern der Zeit zurechnen, in der seine erste Bildung wurzelt. Wo er über Fragen des öffentlichen Lebens, über Religion und Philosophie schreibt, da vertritt er eine Ansicht, die man, von ihrer stärkeren religiösen Färbung abgesehen, am meisten mit der Goethes vergleichen kann: die Ansicht von dem organischen Wachstum der Welt und der menschlichen Dinge, von der Wertlosigkeit vorgefaßter Prinzipien. Aber als erfindender Erzähler oder Dichter ist er noch ein Mann der alten Zeit, der Aufklärung, der Tugendsschwärmerei und der pädagogischen Weisheit.

So ist doch ein Miß, der durch sein Schaffen hindurchgeht, nicht abzuleugnen; zur künstlerischen Vollendung ist der Mann, dem die Kunst so viel war, in seinem eigenen Hervorbringen nicht gelangt. Das heißt: eine Dichterpersönlichkeit steckt nicht in ihm. Es ist doch wohl symptomatisch, daß neben den älteren Dichtern, die Bühlern liebt und zitiert, und neben Goethe, soviel ich sehe, keine Spur von Männern wie Uhland oder Rückert in seinen Werken zu finden ist. Gerade solche Dichter, die nur Dichter sind, scheinen am wenigsten zu ihm zu sprechen. Ich will nicht von Mörike reden; als der auftrat, war Bühlern schon über 50 Jahre alt, und man weiß ja, wie wenig Beachtung Mörike auch sonst gerade in seiner schwäbischen Heimat gefunden hat. Aber in einer andern Beziehung kann man Mörike nennen. Auch bei ihm ist ja das Goethisieren in der äußeren Haltung seiner Erzählungen, zumal des Maler Nolten, mit Händen zu greifen; aber nimmermehr geht er darin auf; er ist ein Schüler Goethes, aber dem Meister kongenial, von seinem Fleisch und Blut.

Aber eine beachtenswerte und achtungswerte Erscheinung bleibt Bühlern doch; ein Mann ernstlichen Bildungstrebens, ein Zeugnis für die gesamte Stimmung und den geistigen Gehalt der Epigonenzeit, eben sofern sie Epigonenzeit ist, rückwärts gerichtet auf ein Bildungsideal der Jugend, fremd geblieben dem, was daneben emporgestiegen ist. Für unser Schwaben und insbesondere für unser Stuttgart ist er eine besonders typische Figur aus einer Zeit, die uns immer ferner rückt und immer fremder wird. Wenn er im Leben von den glänzenden Bildern des Glücks, die er in seinen Romanen zu zeichnen nicht müde wird, wenig selbst zu schauen bekommen haben wird, so hat er auch als Schriftsteller nicht einer vorwärts strebenden Jugend die Fackel vortragen dürfen; wenn er mit seiner Goethe-Verehrung wie ein Herold des Neuen in unserem Land erscheint, so ist er doch, im Ganzen genommen, für Zeitgenossen und Nachkommen weit mehr ein Zeuge dessen, was einst gewesen ist.

Herausgeber und Reakteur: Hermann Haug in Stuttgart.
Druck der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft (früher Chr. Fr. Cotta's Erben).

Besondere Beilage

des

Staats-Anzeigers für Württemberg.

N 3.

Stuttgart, den 1. März

1912.

Inhalt: Anthropologie und Rassenhygiene. Von Obermedizinalrat Dr. Scheurlen. S. 33. — Gottfried Keller's Frauengestalten. Von Dr. Th. Klaiber. S. 37. — Lupold von Bebenburg, Bischof von Bamberg. Von F. Hummel. S. 43.

Anthropologie und Rassenhygiene.

Von Obermedizinalrat Dr. Scheurlen.*

Noch in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat es hervorragende Universitätsprofessoren in Berlin und wohl auch anderwärts gegeben — als Beispiel soll Rudolf Virchow genannt sein — die der Hygiene die Bezeichnung und Bedeutung einer eigenen Wissenschaft abspachen und sie unter die innere Medizin oder Pathologie oder die technischen Wissenschaften verteilten. Unbekümmert um derartige Mißverständnisse ist sie nach den ersten tastenden Versuchen über den Einfluß von Boden, Luft, Wasser, Ernährung und Kleidung auf das Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit des Menschen immer zielbewußter vorgegangen und hat in der Bekämpfung der Infektionskrankheiten und Volksseuchen, sowohl der ausländischen wie der einheimischen, durch Niederzwingung der Schrecken von Cholera, Pocken, Pest, Typhus, Diphtherie und wie sie alle heißen, bewiesen, daß sie wissenschaftlich und noch mehr praktisch heute einen der kräftigsten Zweige der Medizin bildet. In welchem siegesfrohem Kampfe sie sich zur Zeit mit der Tuberkulose und den Ernährungskrankheiten der Säuglinge befindet, ist allgemein bekannt.

Gleichzeitig ist es aber nie dem ärztlichen Auge entgangen, daß das Verhalten der einzelnen Individuen wie auch ganzer Völker und Stämme Krankheiten gegenüber nicht immer gleich ist. Bei der einen Menschenrasse herrschen diese Krankheiten vor, bei der andern andere. Familien mit erblicher Prädisposition für Diphtherie, Tuberkulose und Geisteskrankheiten sind jedem Arzt bekannt; zu praktischem Eingreifen haben derartige Beobachtungen aber kaum geführt und niemand hat daran gedacht, daß vielleicht gesetzmäßige Verhältnisse vorliegen könnten.

Hier haben die Fortschritte der Anthropologie uns weiter geholfen, die, nachdem sie selbst das Stadium der ziellosen und unfruchtbaren Craniometrie überwunden hatte, fußend auf den Lehren der Biologie uns die verschiedenen Formen menschlicher Entwicklung und menschlichen Lebens zeigte und lehrte, daß sowohl der Mensch nicht immer derselbe gewesen ist, als auch daß die Stämme und Völker in fortwährender Umbildung begriffen sind und daß das Werden und Vergehen menschlicher Rassen jederzeit beobachtet werden kann.

Es sei nur kurz an einige wenige auch für die Rassenhygiene bedeutungsvolle Probleme erinnert, die die Anthropologie aufgestellt und wenn auch nicht

* Nach einem Vortrag gehalten am 12. Januar 1912 im Stuttgarter Anthropologischen Verein.